

Mit Witz Der Konzeptkünstler Kris Martin / **Mit Mut** Junge Galerien vernetzen sich / **Großer Serviceteil** Infos und Tipps zum Kunstwochenende

MONOPOL

SONDERHEFT
DC OPEN

MAGAZIN FÜR KUNST UND LEBEN

SEPTEMBER 2011
WWW.MONOPOL-MAGAZIN.DE



DC Open Spezial


Ein Sonderheft zum
Galerienwochenende
Düsseldorf & Köln

Kris Martin „Thirteen Idiots“, 2008,
Eisenfigur und Magnete, 45 x 27 x 11 cm

TITEL

CONTAX

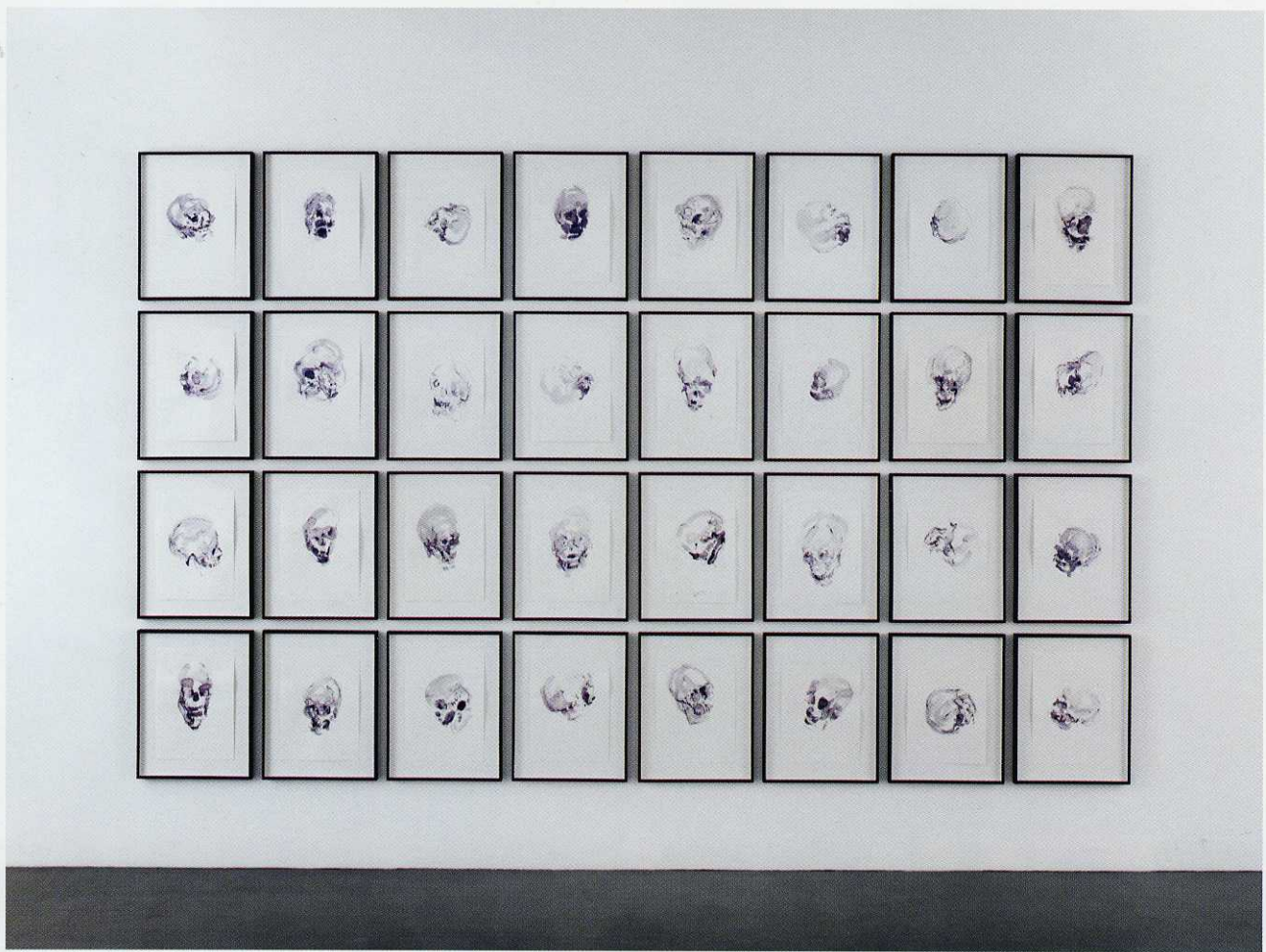




Flämischer Barock

Der Belgier **Kris Martin** versteht sich als Medium zwischen Gott und Wirklichkeit. Das klingt nach Größenwahn – bis man sein Wohnzimmer in Gent gesehen hat

TEXT DANIEL KOTHENSCHULTE PORTRÄTS JULIA VAN KOOLWIJK



W

er einen Konzeptkünstler an seinem Arbeitsplatz besucht, darf sich nicht wundern, wenn er in einen gemütlichen Raum gebeten wird. Der wahre Entstehungsort der Werke des Belgiers Kris Martin ist nicht etwa die Gießerei, in der zum Beispiel seine Variante des christlichen Kreuzes (mit nach oben zusammengeführten Seitenflächen) gebaut wurde. Ihren Ursprung haben

seine Arbeiten in einem Zimmer eines Stadthäuschens im historischen Zentrum von Gent.

„Ein ganz normales Haus, ich habe kein Studio“, sagt der 39-Jährige, während er den Kamin anheizt – der Normalfall im Sommer 2011. „An diesem Tisch essen wir, und dann arbeite ich. Und dann essen wir, und dann arbeite ich. Eigentlich lasse ich hier nur Freunde und Familie rein. Denn jedes Stück, das ich produziere, entwickelt sich aus dem Alltag. Nicht aus besonderen Situationen oder der Isolation. Ich

beobachte das Dasein, mache mir Gedanken darüber und übersetze sie in Kunst.“

Existiert in diesem scheinbar bürgerlichen Ambiente etwa noch der Traum der Boheme? Die Einheit von Kunst und Leben? Kris Martin muss lachen. „Dieses Klischee zu erfüllen wäre ein Drahtseilakt.“

Mit seiner Kunst arbeitet Martin sich besonders am unvermeidlichen Ende ab, an der Vergänglichkeit und dem Jenseitigen. Wie bei der Installation „Mandi III“, die 2003 zu den spektakulärsten Werken der Berlin-Biennale gehörte. Die schwarze Anzeigetafel eines Flughafens hat ihren Betrieb nicht aufgegeben, obwohl auf ihren sich stetig aktualisierenden Feldern weder Termine noch Flugnummern stehen.

„Ich bin besessen von Zeit“, sagt Martin und zündet auch noch eine Kerze an. „Deshalb liebe ich Antiquitäten. Die Zeit wird in ihnen festgehalten. Dieser Kandelaber wurde um 1620 in Gent hergestellt. Und mich fasziniert, dass damals jemand war, wo ich gerade bin, und denselben Leuchter ansteckte wie ich. Ich nenne mich Materialist in dem Sinn, dass ich glaube, nur das Material bewahrt die Zeit. Obwohl diese Dinge tot sind, überdauern sie uns.“

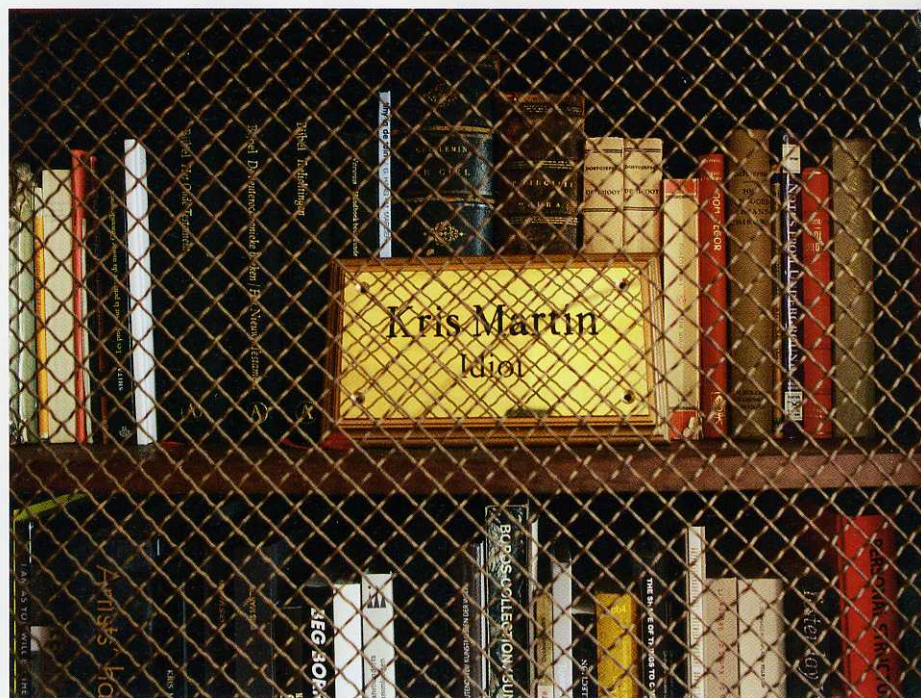
Oben: „Still Alive“, 2011, 32 Zeichnungen, Größe variabel. Rechts: Kris Martin poliert eine Nachbildung seines eigenen Schädels



Auch bei seinen eigenen Arbeiten lässt sich dieser Anspruch finden. Entscheidend ist das, was über die momentan frappierende Idee eines Designers hinausweist. Mal offenbart es sich in einer visuellen Qualität, mal in einer mitgegebenen Erzählung.

Kris Martins „100 Years“ (2004) fühlt sich angenehm an, eine goldene Kugel, wie sie womöglich der Prinzessin aus dem Märchen „Der Froschkönig“ in den Brunnen rollte. Doch die Kugel hat es in sich. An einem programmierten Zeitpunkt im Jahr 2014 wird sie explodieren – ohne dabei, sagt der Künstler, wesentlich mehr zu zerstören als sich selbst.

Bevor man noch die Plastik in die Kunstgeschichte einsortiert hat, kommt Martin einem zuvor und zeigt auf ein Werk seiner Sammlung, das einen festen Platz auf dem Marmortisch gefunden hat. Ein Auflagenobjekt von Gerhard Richter aus der Serie chromglänzender Stahlkugeln mit dem Titel „Sphere“. „Ich sammle nur Dinge, die mir etwas bedeuten“, sagt Martin. „Es gibt hier



Vielleicht ist Martin der erste Vertreter eines neuen Künstlerbildes, das sich an der Schnittstelle zwischen dem Schöpferischen und dem kunsthistorisch gebildeten Liebhabertum befindet. Martin erinnert mehr an einen aufgeschlossenen Sammler als an einen Künstler, aber natürlich trägt das Vorurteil. Denn vor allem sammelt er Dinge, die es noch nicht gibt, obwohl die Wirklichkeit bereits eine Lücke dafür bereitgestellt hat. Auch wenn sie außer ihm noch niemand bemerkte, weil sie eng mit seinem Dasein verwoben ist

„Kris Martin Idiot“, ein Geschenk von Kris Martins Bruder in Anlehnung an die Romanfigur Dostojewskis

nichts, über das ich nichts erzählen könnte. Dies ist eine sehr konzeptuelle Arbeit. Aber doch typisch für Richter in der Art, wie sie die Welt in 360 Grad einfängt.“

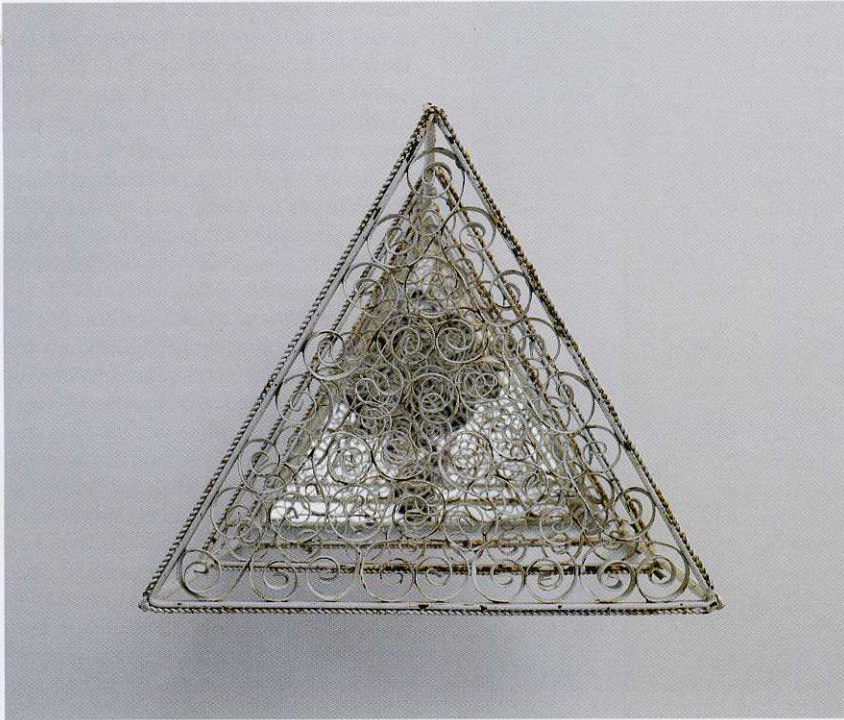
Richters Kugel hat natürlich auch viel mit Martins Schaffen zu tun – als Beleg dafür, dass die Handschrift eines großen Künstlers auch dann noch erkennbar bleibt, wenn er keine Hand daran angelegt hat. Martin berührt seine Objekte erst, wenn sie fertig sind. „Das ist essenziell bei mir. Es geht um das Finden, nicht um das Machen. Ich fühle mich nie als Schöpfer. Eher wie ein Bleistift, ein Medium zwischen Gott und der Wirklichkeit.“

Zur weiteren Erklärung greift er in ein Schrankfach mit Künstlerbedarf und holt Tusche und Zeichenblock hervor. „Das wird ein Souvenir“, sagt er und bläst gegen einen Tintenklecks, der dadurch amorph zerläuft. Die Technik selbst bildet hier das Objekt trouvé, ein Kinderspiel aus dem Kunstunterricht. „Sie können das auch mit einem Strohhalm machen. Die eigene Luft, der eigene Atem – doch man fasst das Material

nicht an. Und es geht um seinen Widerstand. Denn sobald die Tinte trocken ist, fließt sie nicht mehr weiter.“

Verlangt die Arbeit am Esstisch nicht Ordnungsliebe, schließlich muss er ja immer wieder frei werden? „Ich brauche nicht aufzuräumen.“ – „Weil Sie Ihre Kunst im Kopf entfalten wie ein Komponist, der ohne Klavier auskommt?“ – „Ganz genau. Ich lebe ja hier mit meiner Familie und will sie nicht stören. Aber es ist schwierig, da die Balance zu halten. Deswegen arbeite ich gern nachts, wenn Ruhe herrscht. Gleichzeitig möchte ich, dass die Kunst von meinem Leben beeinflusst wird und aus dem meiner Kinder erwächst. Jemand fragte den Fünfjährigen einmal nach meinem Beruf. Er überlegte lange und sagte dann: ‚Papa kocht.‘“

Beim Blick auf den arrangierten Obstteller im Garten kommt der Verdacht auf, die Antwort des Sohns stimme doch. Auch Alltagsgegenstände entgehen dem ästhetischen Auge des Hausherrn nicht. „Jemand, der mich gar nicht kannte, sagte zu mir: ‚Sie müssen aber eine barocke Person sein, si-



**Martin berührt seine Objekte erst, wenn sie fertig sind.
„Das ist essenziell bei mir. Es geht um das Finden, nicht um
das Machen. Ich fühle mich nie als Schöpfer. Eher wie ein
Bleistift, ein Medium zwischen Gott und der Wirklichkeit“**

Oben: „God“, 2008, Spiegel und Metall, 71 x 36 x 31 cm. Rechts: „The End“, 2005, verschiedene Materialien
auf altem Spiegel, 165 x 105 cm. Unten: „I am not an idiot“, 2010, gefundene Steine, Größe variabel



cher leben Sie in einem alten Gebäude voller antiker Sachen.' Und ich sagte: 'Woher wissen Sie das? Ich bin wirklich sehr barock, vielleicht barocker als Ludwig XIV.'"

Die maßvolle, streng proportionierte Seite des flämischen Barocks wäre wohl treffender. 2007 inszenierte Martin ein extrem reduziertes Werk. Ausgeführt wurde es allerdings von ein paar Tausend Besuchern der Frieze Art Fair. Sie befolgten fast geschlossen eine über Lautsprecher erbetene Schweigeminute.

„Ich war völlig erstaunt, dass die vielen Leute wirklich still blieben, so kurz vor der Krise, als alle noch in Kauflaune waren. Sie verstummten, ohne zu wissen, warum. Eine Schweigeminute ist nichts Neues, doch sie bekam einen anderen Kontext und zugleich überhaupt keinen. Vorher kann niemand wissen, wie so etwas abläuft und ob sich jemand daran hält. Mein Interesse an der Leere und dem freien Raum gilt tatsächlich den Betrachtern. Meine Kunstwerke entstehen zu 50 Prozent durch sie. Und ich sage das nicht aus falscher Bescheidenheit. Ohne Publikum kein Kunstwerk.“

Vielleicht ist Martin der erste Vertreter eines neuen Künstlerbilds, das sich an der Schnittstelle zwischen dem Schöpferischen und dem kunsthistorisch gebildeten Liebhabertum befindet. Martin erinnert mehr an einen aufgeschlossenen Sammler als an einen Künstler, aber natürlich trägt das Vorurteil. Denn vor allem sammelt er Dinge, die es noch nicht gibt, obwohl die Wirklichkeit bereits eine Lücke dafür bereitgestellt hat. Auch wenn sie außer ihm noch niemand bemerkte, weil sie eng mit seinem Dasein verwoben ist.

Wie die Skulptur nach dem Vorbild eines lebenden Menschen: Der versilberte Totenkopf „Still Alive“ aus dem Jahr 2005 entstand als Selbstbildnis nach einer Computertomografie. Den unvermeidlichen Vergleich mit Damien Hirst weist Martin höflich zurück, nicht nur, weil er Hirst mit dem Motiv zuvorgekommen war. „Ich schätze Damien als großartigen Künstler, doch ich würde ihn gern einmal fragen, warum er sich nur für irgendeinen Schädel entschieden hat. Jeder sieht doch anders aus, er hätte einen bestimmten nehmen können. Wenn er seinen eigenen mit Diamanten besetzt hätte, wäre das ein echtes Vanitas-Motiv gewesen.“

Inzwischen wollen viele Sammler als Totenköpfe porträtiert werden, aber Martin lehnt ab. „Womöglich könnte man eine ganze Karriere darauf aufbauen, nur bei einer Sache zu bleiben. Ich kann das nicht.“



Wie viele Kris-Martin-Werke erreicht auch „Still Alive“ eine spezielle Wirkung in der Verbindung aus Archaischem und Modernem, der Genretradition und ihrer Hightechumsetzung. „Ich habe mein Materialbewusstsein aus dem Architekturstudium. Oft sehe ich ein tolles Material, das jedoch nicht beständig genug erscheint. Und ich will, dass meine Sachen ewig halten. Sie müssen perfekt gemacht werden, damit die Technik vergessen wird. Hightech bedeutet, man kann gar nicht mehr sehen, wie etwas produziert wurde. Nehmen wir den Schädel.

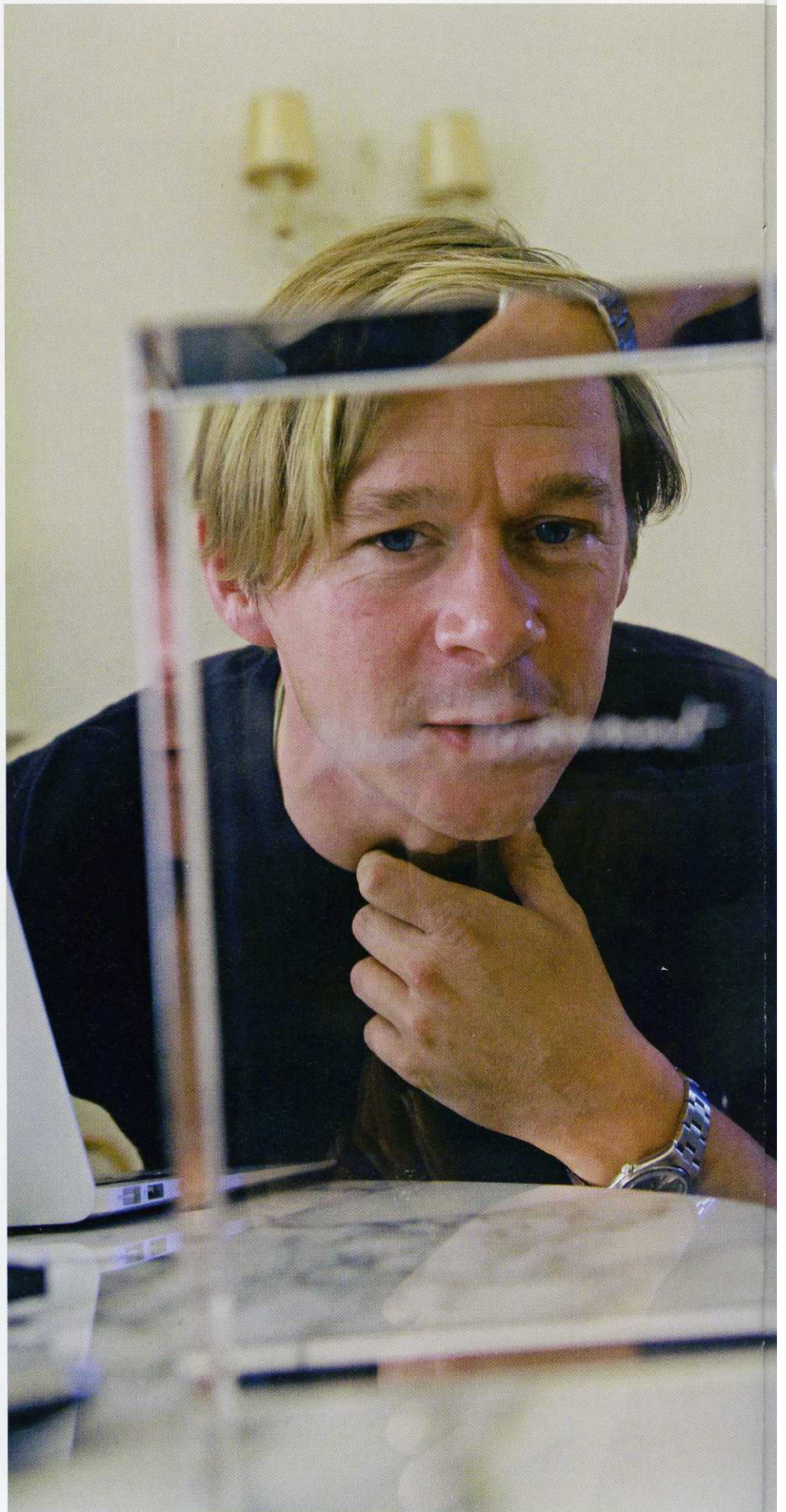
„Ich habe mein Materialbewusstsein aus dem Architekturstudium. Oft sehe ich ein tolles Material, das jedoch nicht beständig genug erscheint. Und ich will, dass meine Sachen ewig halten“




„Summit“ (Detail), 2009, gefundener Stein, Papierkreuz, Tinte, Größe variabel

Er hätte auch im 16. Jahrhundert von einem Bildhauer mit Sinn für Anatomie hergestellt werden können. Aber mein Kopf lag unter einem Scanner, und dann kam der damals neueste 3-D-Plotter zum Einsatz. Doch das bleibt unsichtbar. Deshalb bin ich froh, Architektur studiert zu haben. Dort spielt es keine Rolle, ob man etwas selbst ausführt. Mit dem Gießler rede ich über die Technik wie ein Architekt mit dem Bauleiter.“

In einem antiken Bücherschrank sammelt er ausschließlich die eigenen Publikationen, darunter seine Ausgabe von Fjodor M. Dostojewskis „Idiot“ in Bibel-Anmutung. Martins einzige Intervention war das Ersetzen des Namens der Hauptfigur Fürst Myschkin





durch „Kris Martin“. Nun hat er auch das Neue Testament herausgegeben. Einen Klotz Plexiglas in Buchform, den er aus seinem Schubert nimmt. „Wenn man ihn herauszieht, kann man gar nicht anders, als eine demütig-empfangende Haltung anzunehmen“, schwärmt Martin. Und plötzlich wird der eingravierte Titel interpretationsfähig.

„Ein Neues Testament zu machen ist natürlich sehr ehrgeizig. Aber diese Ausgabe kommt dem Original nahe. In ihrer Transparenz zwingt sie niemandem eine Idee auf. Christus sollte doch ein offener Geist sein. Vielleicht wirkt es etwas präntiös, doch ich kann mir nicht vorstellen, dass es ihm nicht gefallen hätte. Außerdem meine ich ja nicht das, sondern ein Neues Testament.“

Um Durchlässigkeit dreht sich auch Martins Ausstellung in der Düsseldorfer Galerie Sies + Höke zur DC Open. Für eine riesige Skulptur hat er einen Globus auf sein sichelförmiges Gestell reduziert. Den Platz der Erdkugel füllt der freie Raum. Oder das Nichts? Wie so oft in seinem Werk scheint Kris Martin an die vieldeutige Spiritualität von Yves Klein oder Yoko Ono zu erinnern. „Es geht nicht um das Nichts, sondern um wenig. Nichts ist gar nichts, niemand würde sich dafür interessieren oder davon provoziert fühlen. Vielleicht sieht es wie nichts aus, zumindest gebe ich jedoch einen Rahmen – ob nun einen echten oder einen gedanklichen.“

Das Thema seiner neuen Schau ist das romantische Motiv des Wanderers. „Als junger Mensch muss man hinausgehen und die Welt erforschen. Doch warum schwimmt der Lachs zurück an seinen Geburtsort? Neulich flog ich von San Francisco nach Gent und dachte: Womöglich ist das die eigentliche Reise. Nach Hause zu gehen halten viele für bequem, weil man den Konflikt vermeide. Aber nein, es ist doch das Mutigste überhaupt: nachzusehen, was sich alles verändert hat, ob das Vertraute noch besteht.“

Bei seinem aktuellen Werk schlüpft Kris Martin selbst in die Rolle des Wanderers und verweist schelmenhaft auf das Regieдебüt Leni Riefenstahls. „Ich fahre in die Schweiz und möchte 20 Bergkristalle sammeln. Man kann sie auch einfach kaufen, doch ich will nach ihnen suchen und ein bisschen ‚Das blaue Licht‘ spielen. Und wie immer werde ich an das Material keine Hand anlegen, sondern es nur finden. Ich bin der Bleistift, nicht der Zeichner.“

Galerie Sies + Höke, Düsseldorf,
9. September bis 8. Oktober